

# DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER

DR. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Nur nicht die Leut' vor den Kopf stoßen! / Faschings-  
treiben in Linz / Betrieb des Karnevals zu Berlin  
O quae mutatio rerum!

Nachdruck verboten.

Preis 60 Groschen.

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ  
VOLKSGARTENSTRASSE 12.

---

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats.



# DAS NEBELHORN

---

Nr. 29

1. MÄRZ 1928

II. JAHR

---

## NUR NICHT DIE LEUT' VOR DEN KOPF STOSSEN!

Von einer führenden Persönlichkeit der österreichischen Innenkolonisationsbestrebungen, der ich auf ihr Verlangen die Nr. 20 und 23 des Nebelhorns (mit den Abhandlungen „Glück und Erde“ und „Emanzipation vom Vieh“) gesandt hatte, erhielt ich folgenden Brief:

„Besten Dank für die Zusendung der beiden Nebelhornhefte. Gestatten Sie zwei Bemerkungen. Daß die höchststehende Gärtnerei, auch die Getreidegärtnerei, die Ing. Leinweber eben im Großen ausprobiert, das Ziel der Sanierung sein muß, ist klar. Daß übermäßiges Fleischessen und Alkoholismus durch mehr vegetarische Kost ersetzt werden muß, ist auch meine Meinung. Die Amerikaner essen zu jeder Mahlzeit Obst und die Masse trinkt dort nicht — wenigstens in den Vereinigten Staaten. Es würde aber Ihrer und unserer Bewegung sehr schaden, wollten Sie mit der Propagierung einer viehlosen Wirtschaft beginnen. In unseren Breiten ist die Viehzucht die Grundlage der Landwirtschaft und für viele ist sogar mäßiger Fleischgenuß geboten. Wir leben eben nicht in den Tropen oder Subtropen; die Affen gehen hier meist zugrunde.

China. Ich war leider nur zwei Jahre und ein Monat dort, aber ich kenne die Landwirtschaft bei Shanghai, in Shantung und in Nordchina. Es gibt prachtvolle Gärten, aber auch sehr viel armselige Elendswirtschaft. Die chinesische Düngerwirtschaft ist für uns besonders ekelhaft. Der menschliche Dünger wird einem Anreicherungsprozeß im offenen Faß unterzogen — Würmer entwickeln sich und sterben — und dann erfolgt Kopfdüngung bei jeder Pflanze,

was als bedenklich gilt. Da ist Kuhdungung hundertmal besser. Daß unsere Kühe frei spazieren gehen sollten, ist richtig. Aber ohne Kühe Gärtnerei zu betreiben, ist Wahnsinn.

Die Technik zu verurteilen à la Tolstoi ist lächerlich; die Bodenfräse bearbeitet den Boden vollkommener als Spaten oder Holzpflug. Die künstliche Beregnung ist besser als die Gießkanne. Die chemische Düngung als Ergänzung des Kuhdüngers und des menschlichen Düngers ist ebenso anzustreben wie die geruchlose und fliegenfreie Landwirtschaft; aber gehen wir nicht zum Extrem.

Ich habe auch Herrn Heisig\*) in Gmunden mitgeteilt, daß ich gegen Vegetarismus und Versuche mit viehloser Wirtschaft nichts habe, daß man die Leute damit aber nicht vor den Kopf stoßen soll.

Lernen wir von den Chinesen die Liebe zum Boden, die intensive Kleinwirtschaft, die sich neben der Großwirtschaft, die genossenschaftlich umgestaltet werden soll, erhalten kann. Verlangen wir, daß jeder Industriearbeiter nach sechsständiger Arbeitszeit in seinem Garten graben kann, aber versteigen wir uns nicht zu einer Anbetung der chinesischen Kultur, die gar nicht besteht.

Simons Darstellung ist ganz einseitig und bezieht sich nur auf einzelne Gebiete Chinas. Ich habe viel Sympathie mit den Chinesen; ich habe nie mit einem Chinesen einen Streit gehabt und mit allen Schichten der Bevölkerung verkehrt. Aber die Spannung zwischen chinesischer Philosophie und dem Alltag ist unendlich.“

Ha! Hier haben wir sie einmal faßweise beisammen, die zuckersüßen Töne, die uns tropfenweise das Leben verbittern, diese schleimigen Einwände des gesunden Menschenverstandes, der Besonnenheit, der Versöhnungsmeierei nach allen Seiten und nach keiner Richtung, der Konzessionsbereitschaft und Kompromißgeneigtheit, der Wissenschaftlichkeit, der technischen Beschlagenheit, der Vorurteilslosigkeit auf dem Boden der Vorurteile, der stillen Bewunderung amerikanischen Wesens, der guten Erziehung, der feinen Nase — kurz, die betu-

---

\*) Ein Hauptakteur der ehemaligen „Liga für Ackerbeetkultur (Anm. d. Herausgebers).

lichen Bedenklichkeiten des vergebildeten, intellektuell aufgeweckten, aber seelisch schlafenden Abendländers, der, voll guten Willens, anderen zu helfen, die Welt nach seiner Art reformieren, nein, die unreformierte Welt sanieren möchte! Hier haben wir sie alle versammelt, die Einwürfe des Teufels, die sich sonst immer nur einzeln ans Licht wagen und aus der stereotypen Redewendung hervorgrinsen, die vom Schildbürger, der wie ein Ochsenfrosch auf dem Boden der Tatsachen hockt und alles bedacht und erwogen hat, am liebsten gehört werden: Das ist ja alles recht schön und recht gut . . . . aber — wahnsinnig, lächerlich, absurd, verrückt, unmöglich! Beim Schwanz jenes Rinderviechs, dem wir unter sotanen Umständen überhaupt erst die Bewohnbarkeit der Erde für uns und die Möglichkeit, auf ihr zu leben, verdanken, — die Versuchung ist groß und die Gelegenheit ist günstig, heute einmal als Polizei im höheren Sinne nicht die Plätze vom Volk, sondern das Volk von den Gemeinplätzen zu säubern und die geistige Ordnung wenigstens auf dem Papiere wieder herzustellen!

Ich habe gegen den mir unbekanntem Schreiber persönlich gewiß ebenso wenig Antipathie wie er gegen mich und ich möchte deshalb wünschen, daß das, was ich zu sagen habe, ebenso unpersönlich gewertet werde, wie das, was er geschrieben hat. Ich bin davon überzeugt, daß er es mit mir und mit meiner „Bewegung“ (die eine absolut rückläufige ist, in der Richtung nach den Quellen wahren Menschentums) gut gemeint hat; er muß nun aber auch glauben, daß ich es mit ihm gut meine und daß ich ihn davor schützen will, seine besten sozialen Kräfte weiterhin in den Dienst jener Leute zu stellen, die das was ich mir in jahrelanger, oft schmerzlicher Erfahrung geistig und praktisch errungen habe, als „lächerlich“ und als „Wahnsinn“ anprangern möch-

ten. Gegen solche Versuche muß ich den Wahrheitsbeweis dafür antreten, daß in der Breite, in der wir leben und in der Enge, in der wir denken, die Affen keineswegs ausnahmslos zugrunde gehen. Und in diesem Sinne ist die Viehzucht bei uns zwar nicht als Grundlage der Landwirtschaft nötig, aber doch zur Heranbildung eines „Volkswirtschaftler“-Nachwuchses praktisch, und nicht nur in China ist die Spannung zwischen Philosophie und Alltag unendlich.

Vieh oder Nichtvieh, das ist hier die Frage. Soll dieser Planet im Weltraum auf ewig im Sternbild des Stiers und seiner Deszendenz hängen bleiben, weil ein paar alte Medizinalräte die Voit'sche Eiweißtheorie nicht vergessen können? Weil sie deshalb mäßigen Fleisch „genuß“ für geboten halten, so wie sie seinerzeit nach der Erfindung der Eisenbahn in einer denkwürdigen, aber viel zu wenig bekannt gewordenen Eingabe an die bayrische Regierung, die Einplankung sämtlicher Eisenbahnlinien für geboten hielten, damit niemand vom Anblick seiner mit wahnwitziger Geschwindigkeit auf den Schienen dahinrasenden Mitmenschen nervenkrank werde? Ist die Viehlosigkeit des Teufels oder ist es eine Landwirtschaft, die solch vertrackter Grundlage, wie es die Viehzucht ist, bedarf? Gärtnerei ohne Kühe — die notabene noch im Freien, also in der Gärtnerei „spazieren“ gehen sollten — ist Wahnsinn! Wo sind die mindestens neunzig Prozent Wahnsinnigen unter den Gärtnern, daß sie für mich zeugen und es in alle Welt bis dorthin, wo sie mit Bretter vernagelt ist, hinausbrüllen: Wir können keine Kühe, und am wenigsten spazierengehende Kühe brauchen, weil wir unsere Gartenerde zur Erzeugung von Menschennahrung benötigen! Was hat es mit der geographischen Breitenlage zu tun, wenn sich die Menschen in Städten zusammenhocken, ihren Dünger

mit Hilfe der Technik ins Meer fortschwemmen und schließlich aus dem Irrsinn eine Wissenschaft machen, die behauptet: „Kuhdungung“ ist hundertmal besser als menschlicher Dünger? Dieser stinkt! Würmer bilden sich in ihm! Das ist bedenklich! Ja, warumperl denn? Vielleicht stinkt er deshalb, weil noch immer mäßiger Fleischgenuß geboten ist und weil nur verwesendes Animalisches stinkt und Würmern jenen Nährboden abgibt, der ihnen beim Kuhdünger fehlt, weil eben die Kühe noch immer nicht mäßigem Fleischgenuß huldigen? Segnet eure Nasen, denn sie verraten euch dadurch, daß ihnen der Unsinn stinkt, die Wahrheit! Mißtraut eurem Intellekt, denn er wird euch immer auf Abwege bringen, wenn ihr euch nur auf ihn verlaßt! Zur Erzeugung von Kuhnahrung ist Kuhdünger am besten, zur Erzeugung von Menschennahrung, Menschendünger. Wenn die Wissenschaft dieses einfache Gesetz noch nicht entdeckt hat, kann sie mir leid tun. Sie wird schon noch einmal draufkommen, so wie sie in den letzten Jahren draufkommen ist, daß das Obst mehr enthält als Wasser und daß man keineswegs 15 kg Aepfel essen muß, um den Nährwert eines Fleischstückes zu ersetzen. Und sie wird dann als höchste Errungenschaft ausposaunen, was jeder, der sich auf seine unverdorbenen fünf Sinne verlaßt, a priori weiß.

„Uebermäßiges Fleischessen und Alkoholismus“ müssen „durch mehr vegetarische Kost ersetzt werden.“ Fehlt nur noch der Dritte im Bunde, der Tabak. Wo ist er? Wodurch soll er ersetzt werden? Durchs Daumenlutschen? Mein Fluch auf den Kerl, der als erster die Enthaltbarkeit von Fleisch, Alkohol und Tabak in einen Nachtopf zusammengeworfen und auf solche hinterlistige Art den Vegetarismus aus einem Gebot der Ethik in eine hygienische Forderung verwandelt hat. Er hat auch die

Behauptung, daß für viele mäßiger Fleischgenuß geboten sei, auf dem Gewissen. Mäßigem Fleischgenuß liegt mäßiger Mord zum Grunde. Seit wann exkulpiert das Maßhalten den Mörder? Wer jemals auch nur der Schlachtung eines einzigen Tieres mit unvoreingenommenen Sinnen beigewohnt hat, dem graut. Wenn die Wissenschaft bis heute noch nicht entdeckt hat, daß ein Wesen, dem vor einer Tat graut, diese Tat unmöglich zu seiner Ernährung nötig haben könne, also zur Erhaltung seines Lebens, dessen eine Aeüßerung eben jenes Grauen ist, also zur Erhaltung jenes Grauens — dann kann sie mir schon wieder leid tun. Sie wird auch hier noch im Verlaufe der Jahrhunderte entdecken, was fünf gerade Sinne seit Jahrtausenden spüren: daß ein Essen, vor dessen Herrichtung dem Körper ekelt und die Seele Entsetzen packt, kein geeignetes Mittel ist, um diesen Körper mit dieser Seele „zusammenzuhalten“. Es geht halt mit den wichtigsten Entdeckungen ein bisserl langsam, dafür aber sicher.

„Die Amerikaner“ (die wo bekanntlich den elektrischen Stuhl erfunden haben und überhaupt für jeden Fortschritt sind) „essen zu jeder Mahlzeit Obst und die Masse trinkt dort nicht.“ Infolgedessen wird am amerikanischen Wesen noch einmal die Welt genesen. Weit davon entfernt, aus Rücksicht auf andere Wesen kein Fleisch zu essen, trinken sie nicht einmal aus Rücksicht auf das eigene Wesen keinen Alkohol, sondern verbieten anderen aus Rücksicht auf die Rentabilität des eigenen Betriebes das Trinken! Das ist eine ganz besonders komplizierte Ethik, die in noch reinerem Lichte erstrahlt, wenn man bedenkt, daß mehr als die Hälfte aller Amerikaner magenkrank sind, weil sie sich aus Opposition zu den Schweinereien in den Schweineschlachthäusern zu Chicago hauptsächlich von „Ice-Cream“, Konfitüren und Kaugummi nähren. Deshalb

wäre es auch lächerlich, à la Tolstoi die Technik, die solche Nahrungsmittel erzeugt und mit ihr mehr Giftmorde begeht, als eine solide Statistik erfassen kann, zu verurteilen. Die Bodenfräse bearbeitet den Boden vollständiger als der Spaten. Richtig. Ich besaß hier auch eine, als ich im ersten Jahre mit tausend Masten auf dem Ozean der Landwirtschaft hinaus schiffte. Aber merkwürdiger Weise bearbeitet sie nur den rohen Boden besser, der noch von keinem Spaten unvollkommener bearbeitet wurde. Und außerdem wächst auf dem von ihr bearbeiteten Boden weniger, weil die Erde — die Erde ist ein lebendes Wesen mit Gefühl! — es nicht liebt, wenn einer mit einer Maschine kommt, um mit den zu großen Flächen, die er besitzt, weil andere nichts besitzen, überhaupt fertig werden zu können. Fast überall gilt Handarbeit für wertvoller als Maschinenarbeit; auch bei der Landwirtschaft wird man dieses Gesetz noch einmal entdecken

„Aber gehen wir nicht zum Extrem“. Wir wollen ja doch nicht in die sträfliche Einseitigkeit des in Nr. 20 zitierten Buches von Simon verfallen, der ja nur vielleicht fünfmal so lang wie der Briefschreiber in China war und fast ganz China bereist hat. Wir könnten sonst auf die Vermutung verfallen, daß die prachtvollen Gärten, die unser Korrespondent in den von den „Mächten“ am gründlichsten devastierten Gebieten Chinas gesehen hat, nur deshalb noch nicht zu armseligen Elendswirtschaften geworden sind, weil sie noch keines Abendländers Fuß betreten hat. Vielleicht waren gerade sie die Regeln, die die Ausnahmen bestätigten. In einem Land, das „ohne Kultur“ Jahrtausende überdauert hat, ist ja schließlich nichts unmöglich.

Damit bin ich mit dem ersten Teil meiner Aufgabe, der Säuberung des Volkes von Gemeinplätzen zu Ende. Die Hauptarbeit aber bleibt noch zu leisten.

Ich beginne jetzt mit der Herstellung der geistigen Ordnung. Den Gipfelpunkt des Briefes sehe ich nämlich in dem Satze: „Lernen wir von den Chinesen die Liebe zum Boden!“

Also beginnen wir!

A, a, a, der Boden, der ist da!

Hoppla, wir lieben! Nun? Vorwärts! — „Wie machen wir das?“ fragt da Einer, „der Boden gehört ja dem (Baron) Mayr-Melnhof, dem Stifte Admont, dem (Fürsten) Esterhazy, dem Staate...“ — „Das ist richtig. Aber lieben die ihn?“ — „Nein!“ — „Seht ihr! Die leben von ihm durch die Arbeit anderer. Ihr aber müßt ihn lieben!“ — „Ja, aber...“ — „Schon gut. Ich kenne Eure Einwände. Machen wir die Sache anders. Verlangen wir zuerst, daß jeder Industriearbeiter nach sechsständiger Arbeitszeit in seinem Garten graben kann! Verstanden?“ — „????“ — „Ihr merkt nicht auf. Also: Vyskocil, Du bist Industriearbeiter. Der Garten gehört Dir. Du wirst morgen nur sechs Stunden arbeiten. Dann kannst Du in Deinen Garten gehen, graben!“ — „????“ — „Ja, verstehst Du nicht? Du sollst graben gehen — graben...“ (Geste.) — „Ja, warum soll ich denn durtn graben? Is eppa wos eingraben?“ — „Du bist ein Esel. Die Erde sollst Du bebauen, damit Du von ihr das Gemüse als Zukost zu dem mäßigen Fleischgenuß erhältst, der, wie Du weißt, geboten ist.“ — „Dös is mir z' blöd! I kauf mir dö Zuaspeis bei der Großwirtschaft nebenan, die genossenschaftlich umgestaltet werden soll. Beim Inschenöhr Leinweber. Der hat Kren gnua, fürs Krenfleisch morgen auf d' Nacht. I geh lieber ins Kino. Sö, herns, habn Sö den Film schon gsehn? „Dar löcherliche Tolstoi und dö Technik“ haaßt er. Haaßt er wos?“ — „Mein Gott! Rede jetzt nicht vom Film. Tolstoi ist lächerlich; aber das gehört jetzt nicht zur Sache. Warum willst Du nicht graben? Empfindest Du keine

Liebe zum Boden?“ — „Zu dera Gstött'n? Naan!“  
— „Aber die Erde ist doch unser aller Mutter!“ —  
„I bin a Findelkind. I hab ka Muatter: nur a Tant'.“  
— „Ja, aber ohne Erde müßten wir ja verhungern!“  
— „Wer sagt lhna denn dös? Bald ma am Samstag  
's Geld heben in der Fabrik, nacha gehn ma zum  
Greißler und kauf ma was! Da brauch ma ka Erden  
net! Dös is vül kommoder wie dö Graberei!“ — „Du  
willst mich nicht verstehen! Begreifst Du denn nicht,  
daß die Getreidegärtnerei das Ziel der Sanierung  
sein muß?“ — „Sanierung? Jetztn fangt er gar mit'n  
Seipel an! Hörns auf!“ — „Schweig jetzt mit den  
dummen Reden und paß auf! Kannst Du Dir nicht  
denken, daß Du die Erde, die schon Dein Vater und  
Dein Großvater und Dein Urgroßvater bebaut hat,  
die den bekannten sauren Schweiß Deiner Ahnen ge-  
trunken hat, lieben könntest?“ — „Mei Vater —  
dös is der, der mit meiner Tant' was ghabt hat —  
war a Viechhandler; der hat nur beim Essen  
g'schwitzt und is in an Irrenhaus gestorbn, weil er  
in aner Gärtnerei a Kuh spazieren g'führt hat. Son-  
stige Ahnen hab' i kane; die san mit'n Adel ab-  
geschafft wordn.“ — „Ja, zum Teufel hinein, könn-  
test Du Dir nicht denken, daß Du die Erde lieben  
könntest aus — hm — sagen wir — hm — also so-  
zusagen aus — hm — Religion?“ — Uj Jegerl!  
Hörns ma mit dem Schwindel auf! Gebts uns lieber  
mehr z'fressen und soziäulisierts dö Fabrikn! Da  
brauch ma kan Himmel und ka Erdn! Und wann bei  
uns gar nix wachst, dö Saubauern könnan uns alle  
am Oarsch leckn. Mir gründn an Konsum und lassn  
uns alles aus Amerika komman. Dö G'scheartn durt  
wissen eh net, wohin mit der Sach, so vül habns!“

So sprechen nicht alle Industriearbeiter, aber  
die meisten sind durch die Industrie, durch die  
Technik schon so weit gebracht. Ich hoffe zuver-  
sichtlich, daß ich mit diesem Dialog die Leute vor

den Kopf gestoßen und so die einzig mögliche Gelegenheit ergriffen habe, sie mit Erfolg darauf aufmerksam zu machen, daß sie einen besitzen. Merkt der Herr Weltreformer, woran es fehlt und worum es geht? Liebe zur Erde gibt es nur, wenn es keinen Greißler, keinen Import und keinen Großbetrieb gibt gibt oder, wenn der Greißler nichts zu verkaufen hat, wie im Krieg, der den Wert der Erde erst allgemeiner bekannt gemacht hat. Wenn der Mensch nur auf sein Stück Erde und auf sonst nichts gestellt ist. Liebe ist ein Gefühl, das ein Monopol verlangt und voraussetzt und das Bewußtsein der Verbundenheit in guten und schlechten Tagen, das ist der Boden, aus dem sie ihre besten Kräfte zieht. Nur aus der Erde, aus der dem Menschen alles wahre Heil erblüht, und aus sonst nichts könnte im Laufe der Generationen auch für den Abendländer wieder eine Religion und ein seelischer und geistiger Zusammenhang mit dem Unendlichen geboren werden, ohne den alles haltlos ist. Alle Gewächse, die der Erde entstiegen, wachsen gegen Himmel und jeder Grashalm, jeder Baum ist ein Symbol für die Sehnsucht alles Irdischen nach dem Himmlischen. Glaubte der Schreiber dieses Briefes, es sei Zufall, wenn jede Kultur unaufhaltsam zu Grunde geht, sobald die Religion dahin ist, sei diese Religion wie immer beschaffen, denn jede ist gut, solange sie keine Priester kennt? Die Priester sind immer wieder die Priester sind es, die jede Religion und damit jede Kultur umbringen. Die Notwendigkeit, ihre Stoffwechselbedürfnisse aus den Erträgnissen der Religion zu bestreiten, zwingt sie, „für Seelen zu sorgen“, die sie nichts angehen, und die Hingabe des Menschen ans Ueberirdische mit Abgaben vom Irdischen zu kuppeln. Künstlich werden die Religionen durch Kultus, Liturgie, und tausenderlei Gesetze und Vorschriften auseinandergewalkt wie ein Stru-

delteig, um möglichst viel Platz und Gelegenheit zu den mannigfachsten Anlässen für Abgaben zu schaffen. Man vergleiche nur einmal die Bergpredigt, die das ganze Christentum enthält, mit den Millionen Seiten heiliger christlicher Religionsbücher, die nur zu dem Zwecke zusammengeschmiert wurden, die Menschen zu benebeln. Früher oder später aber kommt für jede Religion, an deren Webstuhl Berufspriester schaffen, der Augenblick, in dem sie durchschaut wird und dann ists aus mit ihr und mit der Kultur, die sie in undurchschauten Zeiten geschaffen hat. Dieser Augenblick ist für das Christentum längst gekommen. Für China aber, das keine Priesterkaste kennt, sondern nur in jedem Tempel einen Tempelhüter, noch lange nicht. Dort lebt die Lehre vom Tao, die Lehre des Konfuzius und die Religion der Ahnen noch in der Familie, in erdverbundenen Menschen, dort sorgt jeder selbst für seine Seele und jedem Fremden, der in sie einzudringen versucht, wird dadurch, daß der Chinese „sein Gesicht bewahrt“, die Türe gewiesen. Im tiefsten Dreck ist dort mehr Kultur als im marmorgetäfelten Badezimmer eines europäischen Snobs. Kultur gibt Glück, die Organisationen der Zivilisation aber, wie sie der Verfasser des Briefes beantragt, geben bestenfalls einen schäbigen Komfort. Nur wer die Erde als Vermittlerin des Glücks ehrt, wird Gnade finden. Wer ihr aber einen höheren allgemeinen Komfort ablisten will, wird Steine ernten, auch wenn sie scheinbar das Aussehen von Weizenkörnern haben sollten.



## FASCHINGSTREIBEN IN LINZ

Die bekannten Proteste des Linzer Domkapitels und der oberösterreichischen katholischen Organisationen gegen das Künstlerfest unter der Devise „Umwege zu Kraft und Schönheit“ des Oberösterreichischen Künstlerbundes und gegen eine andere hiesige Faschingsveranstaltung soll, wie aus zuverlässiger Quelle verlautet, eine ungeahnte Weiterung erfahren. Der Bischof hat angeordnet, daß heuer in Linz keine Firmung stattfindet. Diese Maßnahme ist als Kirchenstrafe gedacht und vermutlich dazu bestimmt, auf gewisse Bevölkerungskreise, namentlich auf die Geschäftsinhaber und Wirtschaftskreise, einen starken Druck auszuüben. Das Bekanntwerden dieser Maßnahme hat unter der Bevölkerung größte Erregung ausgelöst.

Wenn man von einer solchen „ungeahnten Weiterung“ liest, gibt es einem einen Ruck; wenn es einem einen Ruck gegeben hat, ergreift einen Beutelust; wenn einen Beutelust ergriffen hat, greift man zur Schere; wenn man nach der Schere gegriffen hat, schneidet man sich die Notiz aus der Zeitung; wenn man die Notiz ausgeschnitten hat, betrachtet man sie mit verzückten Blicken; wenn man sie mit verzückten Blicken betrachtet hat, beginnt man zu zweifeln; wenn man zu zweifeln begonnen hat, erinnert man sich daran, daß es ja auch der Linzer Bischof war, der das Theaterspielen mit nur männlichen Rollen als das höchste erreichbare Ideal hingestellt hat (siehe Nr. 4, Seite 14 ff); wenn man sich daran erinnert hat, glaubt man alles; wenn man alles glaubt, wird man verwirrt; wenn man verwirrt geworden ist, greift man nach dem „dicken Buch, in dem alles drinsteht“; wenn man nach ihm gegriffen hat, liest man Folgendes:

„Die Firmung, auch Firmelung (siehe Maximilian Harden!), in der katholischen Kirche das zweite der sieben Sakramente, besteht in Händeauflegen

des Bischofs, der Salbung mit dem Chrisma und Gebet. Hierauf erhält der Firmling einen leichten Backensfreich zur Erinnerung an Christi Leiden und als Hinweis auf die eigenen Widerwärtigkeiten um des Glaubens willen. Als Wirkung der Firmung, die nicht wiederholt werden darf, da sie der Seele einen „unauslöschlichen Charakter“ einprägt, gilt die geistliche Stärkung durch den heiligen Geist. Schon im neuen Testament findet sich die Vorstellung, daß durch Handauflegung von Aposteln und Aeltesten der heilige Geist übergeleitet werde. — — — Die Firmung, die gelegentlich der Firmungsreisen der Bischöfe gespendet wird, ist frei von der Entrichtung von Stolgebühren.“

Wenn man das gelesen hat, sieht man schon klarer. Vor allem ist nach den Mitteilungen des letzten Satzes die Beantwortung der ersten Frage, die sich einem aufdrängt, nicht mehr so schwer, nämlich: weshalb denn ausgerechnet die Firmungen entfallen sollen und nicht lieber die stolgebührenpflichtigen Taufen, Trauungen, Einsegnungen und das Messelosen? Alles in der Natur vollzieht sich bekanntlich in der Linie des geringsten Widerstandes. Und da auch der Bischof Gföllner von Linz irgendwie zur Natur gehört (Abteilung: Raritätenkabinett), so wird wahrscheinlich auch er in der Linie des geringsten seelischen Widerstandes gehandelt haben. Ich weiß zwar nicht, wie hoch auf dem Oel- und Fettmarkt derzeit das Chrisma des Heiles notiert, weiß auch nicht, wieviele Barrels der Bischof Gföllner alljährlich in seiner Diözese verschleißt, aber ich kann mir unschwer denken, daß der Verbrauch in Linz als der Hauptstadt am größten sein wird. Auch die Repräsentationskosten dürften dort weitaus mehr ins Gewicht fallen als auf dem Lande, wo die Leute schon beglückt sind, wenn sie nur eine Bischofsmütze von ferne sehen können. Es konnte also, wenn schon

von der Kirche Christi etwas gegen Gschnasfeste unternommen werden mußte, nur jenes Sakrament für einen eventuellen Streik in Betracht kommen, das ohnehin nichts trägt und infolge seiner allgemeineren Anwendung auch die größten Kosten verursacht, nämlich: die Firmung in Linz.

Soweit wären wir also im Klaren. Mannigfache Fragen aber harren noch der Antwort. So ist es vor allem unbegreiflich, wie es der Bischof Gföllner vor seinem Gewissen verantworten kann, gerade den Linzern geistliche Stärkung vorzuenthalten, die sie doch, wie ihre Feste beweisen, am nötigsten hätten! Wie er sich weigern kann, den heiligen Geist, dessen sichtlicher Hort er ist, durch Handauflegung dorthin zu „überleiten“, wo man ihn dringend wie einen Bissen Brot braucht! Ob er sich schon für so gottähnlich hält, daß er meint, dort, wo nichts ist, durch nichts etwas hervorbringen zu können? Ja, wenn der Bischof von Linz angeordnet hätte, daß sich am Pfingstsonntag sämtliche Einwohner von Linz, ohne Unterschied des religiösen oder politischen Bekenntnisses auf dem Trabrennplatz zu versammeln hätten, um von ihm mit Gewalt gefirmt zu werden; wenn er beim Erzbischof Piffl in Wien zu diesem heiligen Zwecke und weils billiger kommt, gleich einen Waggon Chrisma bestellt hätte; wenn er sich so die Gelegenheit hätte verschaffen wollen, der ganzen Bevölkerung von Linz den „unauslöschlichen Charakter“, der ihr trotz dem bereits in der Jugend empfangenen Sakramente noch immer abgeht, jetzt noch einmal gründlich einzubläuen und sie durch eine Fülle von Backenstreichen an die „eigenen Widerwärtigkeiten um des Glaubens willen“ zu erinnern; da die häufigen Erlässe des Bischofs scheinbar nicht genügen, den Linzern diese Widerwärtigkeiten gar nicht aus dem Gedächtnis schwinden zu lassen — dann, ja dann müßte man sagen:

Hut ab vor dieser Logik! Heil diesem tüchtigen Führer der ecclesia militans!

Aber so nimmt der heilige Geist, den er verzapft, indem er seine Ueberleitung verweigert, geradezu absonderliche Formen an. Seine Gestalt ähnelt kaum mehr der einer Taube, sondern schon viel eher der einer Schraube, die sich gelockert hat. Und diese Umwege zu Kraft und Schönheit einer Ueberzeugung, die Arbeitern das Streiken, das ihre Einnahmen vermindert, verbieten möchte, aber selber dort streikt, wo sich durch Ersparung von Ausgaben die Einnahmen erhöhen lassen, diese Umwege gehören keineswegs in die Kategorie eines guten Weg-um, der nicht krumm ist. Wie sollen die Kinder, die auf dieser vertrottelten Welt noch an den heiligen Geist glauben, sich mit der Tatsache seines Streiks auseinandersetzen? Was gibt man ihnen, die sich seit Monaten auf die Firmung freuen, als Ursache ihres Unterbleibens an? Führt man ihnen in den Religionsstunden eine Filmaufnahme des „Künstlerfestes“ vor, für dessen Abhaltung sie leiden müssen, und erklärt man ihnen an Hand unanständigster Bilder die Bestialität eines Geschlechtsverkehrs, dem Leute wie der Bischof Gföllner ihr zelotisches Dasein verdanken? Und wenn ein aufgeweckter Junge darauf hinweist, daß dieses Fest ja nur für geladene Gäste zugänglich gewesen sei und fragt, woher denn der Bischof das alles wisse und warum seine Spitzel zuerst hingegangen seien, um sich zu begehnen und dann hergegangen, um es entrüstet anzuzeigen — was wird man ihm antworten?

Auf alle diese Fragen könnte man keine Antwort finden, wenn nicht ein kurzer Hinweis in der Notiz selbst die Sache erleichtern und darauf aufmerksam machen würde, daß man der heutigen Kirche Unrecht tut, wenn man ihren Anordnungen geistige Motive, ihren Strafen geistige Zwecke unter-

schieben möchte. Die Kirche verbrannte ehemals die Leiber der Ketzer, um ihre Seelen zu retten, heute vermietet sie für Theateraufführungen Kirchen an Juden, um den Fremdenverkehr zu heben. Sie ist heute eine Rekommanditgesellschaft zum Zwecke der Anempfehlung von Zucht und Sitte zwecks Erhaltung einer zwar gottgewollten, aber nicht mehr menschengewollten Ordnung und für ihre Bemühungen, den Staat als Lamperl hinzustellen, erhält sie von ihm die Erlaubnis, ihr Schäfchen ins Trockene zu bringen. Eine der Grundlagen des Staates ist bekanntlich jene Kleidung des Weibes, die nur Gesicht und Hände dem Zublick durchs Zölibat per-vertierter Männeraugen preisgibt. Dieses Kleidergespenst mit Gesicht und Greiforganen reizt die Männer zwar nicht zur Ehe, die bekanntlich eine weitere Grundlage des Staates ist, aber das ist auch gar nicht nötig. Der Anreiz zur gottgewollten Ehe hat sittlicher Weise vom männlichen Magen auszugehen, der, der Wirtshauskost überdrüssig, nach Hausmannskost verlangt. Südlicher gelegene Organe haben da gar nichts mitzureden, denn südlich und sittlich sind unvereinbare Gegensätze und nördlicher gehts behördlicher zu. Dieses Verlangen nach Hausmannskost verursacht dem Mann des Hauses natürlich Kosten. Ist es aber einmal durch den Ankauf einer Frau, deren Marktpreis gewöhnlich sein Aequivalent in der Pensionsberechtigung des Mannes findet, gestillt, dann hat jegliche Eschütterung dieses paradiesischen Zustandes durch unzüchtige Kleidung anderer Frauen zu unterbleiben. Und da es bei diesem untrennbaren Zusammenleben nicht ausbleiben kann, daß sich die Frau manchmal vor den Augen des Mannes aufs Topferl setzt — eine Möglichkeit, die meines Wissens noch nie den Bischof Gföllner — mit Recht — dazu veranlaßt hat, das Sakrament der Ehe zu sistieren, so ist das Erwachen einer ru-

dimentären christlichen Drecksualität nicht ganz zu verhindern, gegen deren Betätigung auch — natürlich nach vorschriftsmäßiger Ablieferung sämtlicher Präservative an den Professor Ude — weder ein staatliches, noch ein kirchliches Bedenken obwaltet, wenn es vom sittlichen Standpunkt aus auch immer bedenklich bleibt, den unschuldsvollen Kinderglauben, die Geschlechtsorgane seien zum Pi-pi machen da, wie ihn sich der Linzer Bischof bis ins schönste Mannesalter bewahrt hat, zu zerstören. Aber woher sollen alle die leeren Schädel kommen, aus denen wie aus Hohlziegeln von geistlichen Händen das Fundament des Staates und der Kirche gemauert wird? Nachwuchs muß schließlich auch sein und dieser Nachwuchs muß auch geschützt werden. Der Staat schützt seinen Nachwuchs durch den Paragraph 144, die Kirche den ihren, wenigstens in Oberösterreich, durch den Bischof Gföllner, der längst entdeckt hat, daß der Klerikernachwuchs proportional zum Schwund der weiblichen Kleidung schwindet. Wenn aber Weiber gar Hosen anziehen, dann sind sie ebenso sehr des Teufels, wie jene Männer, die Röcke anziehen, des Himmels sind.

Doch ich bin da ganz ins Fahrwasser einer Dialektik gekommen, die die Schweißfüße mit dem Fußbade ausschüttet, und habe völlig jenen Hinweis vergessen, der uns den richtigen Weg zur Ergründung dieses linzerischen Versuches weist, weltlichen Geist nicht durch den heiligen Geist, sondern durch gar keinen Geist zu bekämpfen. Dieser Hinweis lautet: „Diese Maßnahme ist — — — vermutlich dazu bestimmt, auf bestimmte Bevölkerungskreise, namentlich auf die Geschäftsinhaber und Wirtschaftskreise, einen starken Druck auszuüben. Das Bekanntwerden dieser Maßnahme hat unter der Bevölkerung größte Erregung ausgelöst.“ Hier scheint mir der heilige Geist in Gestalt eines Hasen im Pfeffer zu liegen.

Die Kirche ist weder so dumm, wie sie aussieht, noch so schlecht, wie sie sich gebärdet. Sie denkt gewiß bei der Maßnahme des Linzer Bischofs nicht so sehr daran, arme Kinder zu kränken, die sich auf die Firmung freuen, und zwar nicht deshalb, weil es dabei einen heiligen Geist gibt, — der ihnen ja gewiß in höherem Maße eignet, als dem von allen guten Geistern verlassenen Bischof — sondern deshalb, weil es dabei Geschenke gibt. Und sie hat gewiß nicht die sinnlose Absicht, das Verschulden festlich gestimmter „Künstler“ unschuldige Kinder entgelten zu lassen, indem sie sie noch ein Jahr lang unbeschenkt und ohne unauslöschlichen Charakter umherlaufen läßt. Wie sollten denn diese Kinder auch im nächsten Fasching ähnliche Feste verhindern und den Zornpinkel mit dem Krummstaberl im Linzer Bischofpalast versöhnen können? Nein, die Kirche denkt vielmehr ausschließlich an jene Geschäftsinhaber, die an Firmungsgeschenken verdienen, während die Kirche am Chrisma draufzahlt, an jene nützlichen Mitglieder der menschlichen Gesellschaft, die durch Proteste und ähnliche Aktionen der Bürgerdemut vor Bischofsthronen immerhin verhindern könnten, daß ihnen das fröhliche Pfingstfest durch allzufröhliche Faschingsfeste vermießt wird. Da die Kirche als Inhaberin des größten Devotionaliengeschäftes auf dem Weltmarkt der Geschäftsinhaber schwache Seiten besser versteht als die jungen Menschen, versucht sie mit diesem „Druck“ nicht ohne kaufmännisches Geschick das Roß Gottes von der richtigen Seite aufzuzäumen und was der Drohung mit dem Entzug des heiligen Geistes heute nie mehr gelingen könnte, das wird der Drohung mit dem Entzug des Profites voraussichtlich glücken. Voraussichtlich. Denn die Sache des heiligen Geistes ist mit dieser versteckten Apostrophierung der Geschäftswelt durch den Bischof auf die Rentabilitätsebene ver-

schoben worden und in dem Moment, in dem sich die Linzer Kaufleute von den unzüchtigen Faschingsfesten mehr Gewinn versprechen als von den heiligen Firmungsfesten, hat sich der himmlische Hirt verspekuliert und kann in Zukunft die Türangeln in seinem Palais mit Chrisma schmieren. Ja, destruktive Elemente, denen die Verwendung des heiligen Geistes zum Pisaken von Geschäftsleuten schon lange nicht mehr paßt, hätten es ganz in der Hand, diese holde Möglichkeit in absolute Gewißheit zu verwandeln, indem sie versprechen, aus einer zu veranstaltenden Spendensammlung den Linzer Ladenbesitzern den Entgang des Pfingstgeschäftes verdoppelt zu ersetzen und zwar unter der Bedingung, daß sie nicht protestieren und den grollenden Seelenhirten, der sich nur mit der Bekleidung der Leiber beschäftigt, das tun lassen, was alle Gutgesinnten schon lange als Ziel, aufs innigste zu wünschen, ersehnen, nämlich: den Linzer Dom überhaupt zuzusperren.

Diese ganz anders gearteten „ungeahnten Weiterungen“ scheint auch der heilige Geist in Gestalt einer Grausbirn dem allzu hitzigen Bischof zu bedenken gegeben zu haben. Vielleicht hat ihm auch der heilige Vater aus dem Hauptgeschäft in Rom nach der Linzer Filiale telegraphiert: „Mittelalter endgültig vorüber. Chrisma nicht ranzig werden lassen! Papa Ratti.“ Kurz, fünf Tage nachdem die obige Notiz in den Linzer Zeitungen erschienen war, hinkte in der „Reichspost“ folgendes Dementi nach:

Einige Linzer Blätter wollten kürzlich erfahren haben, daß Bischof Dr. Gföllner wegen der bekannten Faschingsausschreitungen im heurigen Jahr in Linz keine Firmung ausspenden wolle. Nun äußerte sich heute, wie eine Korrespondenz meldete, Bischof Dr. Gföllner dem Vizebürgermeister Dr. Stampfl und den Gemeinderäten Puchner und Dr. Beiner gegenüber, daß vom bischöflichen Ordinariat keineswegs an ein Interdikt gedacht wird.

Dieses Dementi ist ein Musterbeispiel in die Neuzeit verschlagener Scholastik. Abgesehen davon, daß es beruhigend ist, zu vernehmen, daß im Linzer Ordinariat, in dem so wenig gedacht wird, wenigstens an eines gedacht wird, nämlich an ein Interdikt nicht, ist es gleichzeitig überraschend, zu erfahren, daß durch ein Dementi das, was dementiert werden soll, geradezu bestätigt werden kann und daß der Linzer Bischof keine Ahnung davon hat, was ein Interdikt sei, wenn er glaubt, die Einstellung der Firmung genüge hiezu. Nein, zusperren müßte er, ganz und endgültig zusperren. Erst wenn er uns so fluchte, könnten wir ihn aus vollem Herzen segnen. Alle unsere Kräfte wollten wir daran wenden, ihm ein nochmaliges Aufsperrn und weiteren Aerger zu ersparen.

Die Drohung mit der Firmungs-Einstellung war eine fliegende Wurst, die gegen die Wurstigkeit der Welt als Versuchsballon benützt wurde. Schade, daß der Versuch selbst nicht riskiert wurde. Gerne hätte ich auch der Linzer Staatsanwaltschaft einmal Gelegenheit gegeben, keinen Grund zu finden, indem ich gegen den Bischof Dr. Gföllner die Anzeige wegen Verbrechens der gefährlichen Drohung nach § 99 St.G.B. erstattet hätte, der da lautet:

„§ 99. Wer die im § 98 (Erpressung) bezeichnete und auf die dort angegebene Art zur Erregung begründeter Besorgnisse geeignete Drohung bloß in der Absicht anwendet, um einzelne Personen, Gemeinden oder Bezirke in Furcht und Unruhe zu versetzen, begeht das Verbrechen der öffentlichen Gewalttätigkeit durch gefährliche Drohung.“

Und wird mit schwerem Kerker von 1—5 Jahren bestraft.

Da Zeitungsnachrichten bekanntlich gerichtliche Beweiskraft haben (siehe Nr. 28, Seite 22!), so wäre die vom Gesetz geforderte Angst und Unruhe ja

leicht aus dem letzten Satz der an der Spitze dieser Abhandlung stehenden Notiz zu beweisen gewesen: „Das Bekanntwerden dieser Maßnahme hat unter der Bevölkerung größte Erregung ausgelöst.“ Und da es ferner bei der Erpressung maßgebend ist, daß der Täter auf die abzunötigende Leistung, Duldung oder Unterlassung (das ist im vorliegenden Falle auf die Unterlassung ähnlicher, nur geladenen Gästen zugänglicher Faschingsfeste) keinen rechtlichen Anspruch hatte, während es gleichgültig ist, ob er zur Drohung berechtigt war oder nicht (und zur Firmungseinstellung ist ein Bischof berechtigt), so hätte die Sache zum Klappen kommen müssen.

Schade. Aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Hoffentlich ist übers Jahr wieder ein schamloses „Künstlerfest“ in Linz und der Bischof macht dann seine Drohung zur Wirklichkeit. Daß er bis dahin gescheiter geworden sein und erkannt haben sollte, daß die Schamlosigkeit eines solchen Festes nicht in den Kostümen der Weiber, sondern in der Präpotenz der Männer liegt, die — weil sie mit Feder und Pinsel handwerkern — sich selber „Künstler“ nennen und so mit dem heiligen Titel jener Wenigen Schindluder treiben, die gelitten haben, um die Menschen zu beglücken, während sie bloß Bälle veranstalten, um sie zu unterhalten — das ist ja nicht anzunehmen.



## BETRIEB DES KARNEVALS ZU BERLIN

### Zwei Tote Mediziner

24, 26 J. alt, mit Motor-  
rädern, ersehntenehrl.  
Bekanntheit zwei  
reizender Wiener Mäd-  
chen zw. gem. Aus-  
flüge, Theaterbes. Ge-  
trennte Zuschr. unter  
,Hilde u. Elinor 2576'  
Admin. 7576 — 11.

Wenn etwas mit dem Steglitzer Mordprozeß aussöhnen kann, so ist es der Umstand, daß er gerade in jenen Tagen verhandelt wurde, in denen hierzulande der Karneval seinen Höhepunkt erreicht hat. Man kann dem leider unbekannt gebliebenen preußischen Justizbeamten, der ihn für diesen Zeitpunkt angesetzt hat, ein gewisses satirisches Talent nicht absprechen, und die Idee, an hellichten Wintertagen nüchterne ältere Herren mit Talaren zu bekleiden und Barette aufsetzen zu lassen, um über das zu urteilen, was betrunkene junge Herren in einer schwülen Sommernacht begangen haben, ist das Musterbeispiel einer Fastnachtsidee und hat unbedingt etwas redoutenmäßiges an sich. Nun aber ist der Vorhang über dem großen Justiztheater zu Berlin gefallen, das Fast-Nachtleben bei Tageslicht ist zu Ende und was bleibt, ist ein wirrer Kopf, ein bitterer Geschmack im Munde und die Feststellung: Viel Lärm um nichts. Und doch: Zu wenig Lärm um alles. Denn um Alles hätte es gehen können, wenn es nicht gerade um Nichts gegangen wäre.

In den ersten Tagen des Prozesses, als noch die Anklage gegen Paul Krantz wegen Beteiligung am Morde Günther Schellers an Hans Stefan auf halbwegs festen Füßen stand, als sich der Vorsitzende zur Klärung des mörderischen Tatbestandes bei Hilde Scheller erkundigte, ob sie ein Nachthemd oder mehr oder gar weniger angehabt habe und ob sie Hans Stefan nur geküßt habe oder am Ende

mit ihm „weitergegangen“ sei, als Hildes Freundin Ellinor Ratti noch über ihre Erlebnisse berichten mußte (dem Papst bleibt auch nichts erspart, wenn er seinen Familiennamen in solcher Gesellschaft lesen muß!), als alle Zeitungen noch von der sexuellen Not der heutigen Jugend schmusten — da hatte man noch die Hoffnung, daß jeden Augenblick in diesem Gerichtssaal ein noch halbwegs bei Trost befindlicher Mann aufstehen mü s s e, um mit ein paar handfesten, logischen Worten die juristische Katze beim Genick zu packen und sie mit der Nase in den von ihr voll Scheu umkreisten heißen Brei einer wirklichen gesellschaftlichen Not zu tunken. Aber nichts geschah. Die Debatten einer Versammlung von Blinden über das Sehen und die Farben wurden immer wässriger, arteten in Streitigkeiten zwischen Vorsitzenden und Verteidiger aus, ließen die Nerven der jungen Leute, die beim Mord ausgehalten hatten, zusammenbrechen und endeten schließlich mit Freispruch, neckisch erhobenem Zeigefinger des vorsitzendem Papas gegen den freigesprochenen Primaner, der nun seine Reife, die er Hilde gegenüber im Bett nicht beweisen konnte, der Welt gegenüber, die mehr auf papierene Fähigkeiten hält, durch eine „Reifeprüfung“ beweisen soll, und schließlich dem Antrage, Hilde Scheller der Jugendfürsorge und der staatlichen Erziehung „zuzuführen“, so wie man Tiere der Schlachtbank „zuführt“. Da kann man nur sagen: Höchste Zeit! Vielleicht kann unter dem Druck staatlicher Erziehungsmethoden sogar das Geheimnis enthüllt werden, ob sie noch Jungfrau ist oder nicht, ein Problem, dessen Lösung im Gerichtssaal zur Klärung der Frage, ob Paul Krantz ein Mörder sei, leider vegeblich von verschiedenen halbimpotenten Männern versucht wurde. Da es aber dem Rechtsanwalt Frey gelungen ist, ihr nachzuweisen, daß sie geraucht hat, dürfte sie aller

Wahrscheinlichkeit nach auch südlich des Nabels nicht mehr ganz in staatlicher Ordnung sein.

Diese von einer Gehirnhautentzündung befallene Justitia, die, eine Jungfernhaut vor den Augen, nichts anderes mehr sieht als diese, während auf ihrer Waage das Gewicht eines Mädchennachthemdes oder einer Zigarette jederzeit in Mordprozessen den entscheidenden Ausschlag geben kann — sie ist als alte Eselin geboren, hat keine Pubertätszeit hinter sich, stellt nur Leute als Richter an, die sich nicht mehr daran erinnern können, was sie selbst in jener Zeit getrieben haben, in der jeder mehr oder weniger kriminalistisch denkt und handelt, aber sie hat glücklicher Weise nach tagelangem Verhandeln doch wenigstens bemerkt, daß die Anklage falsch war. Daß auch der Angeklagte falsch war, weiß sie bis heute nicht. Denn auf die Anklagebank hätte nicht der Primaner Krantz gehört, sondern das Alkoholkapital, das alljährlich tausende von Morden in Deutschland verschuldet, und der Waffenhandel, dessen Waren ausschließlic h dazu da sind, Leid zu erzeugen, auch wenn sie nur zur Verteidigung da sind, denn dienten sie nicht zum Angriff, brauchte man sie auch nicht zur Verteidigung. Vor allem aber hätte, wenn sich die Deutschen schon etwas darauf zugute tun, das Volk der Denker zu heißen, ein Wesen unbedingt unter Anklage gestellt gehört, eine Idee, die wie ein Alp auf der „Kultur Menschheit“ lastet und mehr Blut, Tränen und Leid auf dem Gewissen hat als sämtliche Kriege seit Menschengedenken zusammen: die neunmal verfluchte Vorstellung, daß der organischen Verrichtung, ja schon dem mißlungenen Versuche des Coitus beim erwachsenen Menschen irgend eine ganz exzeptionelle Bedeutung zukomme und daß der Coitus etwas mit Liebe zu tun habe, weil die Liebe — nicht immer, aber doch in den weitaus meisten Fällen — etwas mit dem Coitus

zu tun hat. Diese Vorstellung ist der zweite Teil des Märchens vom Storch, erfunden für die Erwachsenen, die an den ersten Teil nicht mehr glauben. Und auch Paul Krantz war ein Opfer dieses Wahnes, als er mit einem Rausch und einer Pistole bewaffnet beschloß, Hilde Scheller zu töten, weil sie sich in der ersten Nacht mit ihm, in der zweiten mit Hans Stefan zu Bett begeben hatte. Ihr, dem naturwahr empfindenden Weibe aus der Klasse der absolut Unmütterlichen, denen es nicht aufs Kind, sondern auf den Mann ankommt, war dabei aber gar nichts aufgefallen! — Ich habe heute nicht mehr Raum genug und muß es einer der nächsten Nebelhornnummern vorbehalten, diesem lähmenden Doppelpfeil, unter dem wir alle mehr oder weniger leiden, auf den Grund zu gehen, weil die Denker im Moabiter Gerichtsgebäude es versäumt haben, obwohl die Gelegenheit so günstig wie noch selten gewesen wäre. Nur soviel kann ich schon heute sagen: Die Kirche ist wiederum einmal an allem schuld. Der legendarisch verbrämte erste Coitus zwischen Adam und Eva, der nach ihrer Lehre die Erbsünde, den Tod und die Notwendigkeit der Reinigung jedes neugeborenen Kindes durch die Taufe zur Folge hat, hat dieser im allgemeinen nichts weiter als vergnüglichen Betätigung der Unterleibsorgane eine derart katastrophale Bedeutung impu- tiert, daß man heute nach Jahrtausenden noch nicht imstande ist, den Geschlechtsverkehr mit den unvoreingenommenen Blicken eines Hellenen zu betrachten. Ein eifersüchtiger Naturmensch ist so unvorstellbar wie ein nicht eifersüchtiger Europäer. Der Naturmensch kann nicht eifersüchtig sein, weil er bei seiner Geringschätzung des Weibes keine andere als die sexuelle Liebe kennt, der Europäer aber hat einmal etwas läuten gehört von einer wahren Liebe, mit der es sich, wie La Rochefoucauld

sagt, ebenso verhält, wie mit einer Geistererscheinung: alle reden von ihr, aber keiner hat sie gesehen. Aber weil beim Schwinden dieser Liebe eifersüchtiger Schmerz wegen ihres hohen Wertes seine Berechtigung hat, darf doch nicht, wie üblich, jedesmal, wenn irgend eine Marianka ihren sexuellen Gusto wechselt, gleich das Schießisen gelockert werden! Die jungen Männer lernen heute in der Schule tausende von Vokabeln. Daß aber die Vokabel „Liebe“ ganz verschiedene Bedeutung haben kann, lernen sie nicht und begehen infolge dieser fortwährenden Verwechslung von Liebe und Liebe Morde und Selbstmorde. Vielleicht gelingt es aber doch noch, es ihnen beizubringen.



## O QUAE MUTATIO RERUM!

Aus dem Fastenhirtenbrief der österreichischen Bischöfe:

— — — Das ist Christi Fürsorge für die Kinderwelt, für jedes eurer Kinder, Ihr Eltern! Es ist eine Fürsorge voll Lieb eund Erbarmen, voll Hochschätzung und Wohlwollen, eine Fürsorge für das ewige Heil der Kinder zu allererst und viel mehr als für das irdische Glück. Was nützt es den Kindern auch, wenn sie das vergängliche Glück der ganzen Welt gewinnen, aber an ihrer Seele Schaden leiden?

— — — Und nun sehen wir in der heutigen Zeit eine Kinderfürsorge, die alles verspottet und verhöhnt, was

Aus „Ausgeburten des Menschenwahns im Spiegel der Hexenprozesse und Auto-da-fés“ von B. Emil König:

Nachdem der Bischof Julius von Würzburg im Jahre 1616 in dem Oertchen Gerolzhofen allein 99 wegen Hexerei Verurteilte verbrennen lassen, begannen unter seinem Nachfolger, dem Bischof Philipp Adolf erst recht die Hexenverfolgungen. Er ließ während seiner 8-jährigen Amtszeit 900 Hexen verbrennen. Auch 18 kleine

Christus hierüber gelehrt hat — eine Kinderfürsorge, welche darauf abzielt, die Kinder dem religiösen Leben vollends zu entziehen — eine Kinderfürsorge, die wir vom christlichen Standpunkt aus als ein Verderben und als ein Verbrechen bezeichnen müssen, auch wenn sie zeitliche Vorteile gewähren sollte.

— — — Diesem planmäßigen Kinderverderben stellen wir die Kinderfürsorge nach dem Gebote Christi entgegen. Katholiken Oesterreichs! — — —

Wo Christi Wort gilt, wird jedes Kind mit Ehrfurcht, Dankbarkeit und Liebe aufgenommen. — — —

Jedes Kind, dessen Leben man unmittelbar und absichtlich zerstört, schreit zum Himmel um Rache. Katholische Christen! Ihr wißt, was für ein Verbrechen wir meinen — jenes Verbrechen, das die Kraft des Volkes in seinen Wurzeln vergiftet — jenes Verbrechen, das die Quelle des Völkerglückes trübt, jenes Verbrechen, das man den Selbstmord der Völker nennen muß, jenes Verbrechen, das — — — — —

Wir reden hievon in einer Zeit, da man darangeht, das Strafgesetz zu reformieren.

Wir Bischöfe Oesterreichs sprechen es im Bewußtsein unserer Pflicht aus, daß jede Abschwächung des Strafgesetzes bezüglich dieses Mordes ein unseliges Verhängnis und ein großes Verbrechen wäre. Direkte, d. h. unmittelbar beabsich-

Schulknaben, ein blindes Mädchen, ein neun-jähriges Mädchen mit ihrem noch jüngeren Schwesterlein wurden Opfer des Holzstoßes, um ihre Seelen zu retten. Auch ein Verwandter des Bischofs, Ernst von Ehrenberg, ein talentvoller und frommer Jüngling und Page, wurde bezichtigt, von einer alten, vornehmen Base verführt worden zu sein, seine Studien und den Gottesdienst zu vernachlässigen, zu spielen und Mädchen nachzugehen. Gefoltert, erklärte er, er wolle bleiben wie er wäre. Erzürnt befahl der Bischof, dem Rechte seinen Lauf zu lassen. Der Jüngling wurde geköpft. Sein Beichtvater schreibt über seine letzten Augenblicke: Er fiel ohne eine Aeußerung der Frömmigkeit zu Boden! Wollte Gott, daß er nicht auch ins ewige Feuer gefallen wäre!

— — — Der letzte Hexenprozeß fand 1775 in Bayern im Stifte Kempten statt. Anna Maria Schwägelin, eine Tagwerkerstochter von Lachen, hatte früh ihre Eltern verloren und wurde im Zuchtschloß Langenegg einer geisteskranken Person namens Kuhstaller für 42

tigte Tötung eines Kindes, auch schon in seinen Lebensanfängen, ist Mord und deshalb eine himmelschreiende Sünde wie jeder andere Mord. Gottes heiliges Gesetz schützt jedes Menschenleben, schützt in gleicher Weise das Leben des Kindes und das der Mutter. Wenn das Gesetz auch nur einen Fall direkter Tötung eines unschuldigen Menschenwesens als irgendwie erlaubt bezeichnen würde, wäre das ganze Gebot Gottes der Mißachtung preisgegeben und jedes Leben gefährdet. Denn man könnte gar nicht absehen, wo es dann noch eine Grenze des Mordes geben wird. Ist nicht jedes Leben heilig, dann ist es keines. Katholisches Volk! Erhebe deine Stimme für diese christliche Auffassung. Sie ist im fünften Gebote Gottes begründet. — — — — —

Gegeben am Sonntag Sexagesimä, 12. Februar 1928.

† Friedrich Gustav  
Kardinal Piffl, Erzbischof von Wien — — —

Kreuzer wöchentlich in Pflege gegeben. Sie wurde von dieser überaus schlecht gehalten und ernährt und dabei mißhandelt. Sie konnte zuletzt weder stehen noch gehen. Unmutig sagte einmal die Schwägelin, sie wolle lieber beim Teufel als in solcher Pflege sein, worauf die Kuhstaller sie anzeigte, sie habe bekannt, mit dem Teufel Unzucht getrieben und Gott und die Heiligen abgeschworen zu haben. Unter der Folter gestand sie, sie habe sich nur einmal mit dem Teufel, u. zw. auf der Harth, versündigt. Am 30. März wurde sie zum Tod durch das Schwert verurteilt. Die Bestätigung des Urteils lautet:

Fiat justitia!

Honorius,

Fürstbischof.

Ach wenn sie doch heute noch mit den Körpern so tun könnten! Wie Sie da die Seelen retten wollten! Aber da jedes gemordete Kind „zum Himmel um Rache“ schreit, so wollen wir auch nicht die toten Kinder vergessen, welche die Kinderfürsorge nach dem heiligen Gebote Christi erlitten haben. Amen.





# DAS NEBELHORN

ist in Graz bei Kienreich, Sackstraße und in Wien in der Buchhandlung Richard Lányi, I., Kärntnerstraße 44, erhältlich.

## BEZUGSBEDINGUNGEN

Für Oesterreich, 24 Nummern . . . . .	12 Schilling
12 Nummern . . . . .	6.50 „
6 Nummern . . . . .	3.50 „
Für Deutschland, 24 Nummern . . . . .	9 Mark
12 Nummern . . . . .	5 „
Für die Länder des Weltpostvereines:	
24 Nummern . . . . .	14 Schw. Fr.
12 Nummern . . . . .	7 Schw. Fr.

Probenummern jederzeit kostenlos. Bestellungen sind an den Verlag „Das Nebelhorn“, Graz, Volksgartenstraße 12, zu richten; Zahlungen aus Oesterreich an das Postsparkassenkonto Nr. 15.320; aus Deutschland an das Postscheckkonto Leipzig Nr. 17.760; aus dem Ausland nur mit internationaler Postanweisung a. d. Verlag.

Gebundene Exemplare des I. Jahrganges sind in geringer Zahl zum Preise von S 15.— auf Bestellung erhältlich.  
Einbanddecken S 2.—.

Eigentümer, Herausgeber, Verleger u. verantwortlicher Redakteur: Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz. — Druck: Heinrich Stiasny, Graz, Volksgartenstraße 12.